

Feldpostbriefe – Die Grausamkeiten kommen nicht vor

Günther Fischer

Bei der Deutschen Feldpost im Zweiten Weltkrieg unterscheidet man zwischen militärischen Feldpost-Sendungen, die von Wehrmachtsdienststellen abgesandt wurden und den Abdruck des Briefstempels oder Dienstsiegels auf der Außenseite trugen, und den Privatsendungen der Wehrmachtsangehörigen als Absender oder Empfänger, die in persönlichen Angelegenheiten verschickt wurden. Die Feldpost war uneingeschränkt ein Teil der Wehrmacht. Die postfachliche Aufsicht oblag dem Reichspostministerium in Berlin. Zugelassen waren gewöhnliche Postkarten und Briefsendungen bis 250 g, Päckchen bis 1 kg, Post- und Zahlungsanweisungen ins Feld und vom Felde, Zeitungen und Telegramme. Der Heeresfeldpostmeister im OKH ließ gelegentlich Sondermarken für (Luft-)Feldpostbriefe und Feldpostpäckchen herausbringen.¹

Noch in Friedenszeiten wurde die Infrastruktur für den Postverkehr getestet. Die Verantwortlichen legten bis zum Ende des Krieges großen Wert auf die reibungslose Zustellung der Feldpost und es wurden ungeheuerere Anstrengungen, trotz „totalem Krieg“, unternommen, damit die Verbindung zwischen Heimat und Front nicht gänzlich abbrach. Noch im April 1945 wurde Feldpost mit vierwöchiger Verspätung zugestellt. Die Beförderung von Päckchen dagegen konnte immer mal wieder mangels Frachtraum eingestellt werden. Verluste durch Sabotage oder Brand gehörten zur Normalität. Schätzungsweise 30 bis 40 Milliarden Sendungen wurden von beiden Seiten auf den Weg gebracht. Sie waren die Hoffnungsträger, sie gaben dem schrecklichen Alltag des Krieges noch einen Sinn.

Das Briefeschreiben und Versenden von Liebesgaben gehörte auch mit zu den Aufgaben der örtlichen NS-Volkswohlfahrt. In Steinach übernahm 1937 der Gemeinderechner Wilhelm Korhummel das Amt des Ortswalters der NSV vom Bürgermeister und Ortsbauernführer Neumaier. Die Nazi-Clique im Rathaus konnte zwar den vormaligen Sozialdemokraten und Leiter des Gesangvereins nicht aus seiner Stellung verdrängen, aber der neuen Aufgabe konnte er sich nicht entziehen. Im gleichen Jahr trat er der Partei bei. Aus dem Nachlass seiner Tochter Elisabeth stammen die meisten Steinacher Feld-



Abb. 1: Deutscher Soldat liest einen Feldpostbrief an der Ostfront (1942).

postbriefe. Sie war es nämlich, die die Korrespondenz zu den meist ledigen, jungen Soldaten aufrechterhielt. Dieser Fundus ist umso mehr als glücklich zu bezeichnen, da es seit den 1980er Jahren ein gesteigertes Interesse an der „Geschichte von unten“ gibt. Soweit die Briefe in Sütterlin geschrieben sind, wurden sie vom Verfasser transkribiert und der heutigen Rechtschreibung angeglichen. Fehlende Satzzeichen und Flüchtigkeitsfehler wurden ergänzt. Auslassungen oder unleserliche Stellen sind als solche (...) gekennzeichnet.

Besonders wichtig ist, dass die Texte ohne jeden Gedanken an eine Veröffentlichung geschrieben sind, unmittelbar aus der Stunde und Stimmung, aus Kämpfen, Siegen, Leiden und Gefahren heraus. Der heutige Leser muss bei der Betrachtung der Inhalte mitbedenken, wie sehr sich die Wehrmachtangehörigen in

Schul- und Berufsausbildung, Alter, Weltanschauung und sozialer Herkunft unterschieden. Dem Erlebnis des Krieges waren ganz verschiedene Lebenserfahrungen vorausgegangen. Einige Briefe hatten die Postzensur durchlaufen. Das NS-Regime wollte mit der Kontrolle die Stimmung in der Truppe erfassen. Glück hatte, wer seine Zeilen einem Urlauber mitgeben konnte.

Geschrieben wurde im Schützengraben, im Erd bunker, auf See, auf der Schreibstube, beim Tross, im Lazarett oder in einer Gefechtspause. Was aufgeschrieben wurde, war Alltag auf Papier: Der Klatsch und Tratsch der Familie, die Arbeit, Ernte und Aussaat, die Besorgungen, auch das Private und Intime, nicht zu vergessen die Not und das Elend des Krieges. Urlaub gehörte zu den wichtigsten Dingen, deren aktueller Stand berichtet wurde. Da der gemeine Soldat in die allgemeine militärische Lage keinen Einblick hatte, wurde dazu viel gehofft und spekuliert. Die Nachbarschaft und die Bekanntschaft nahmen teil an der Freude, wenn ein Brief kam, und an der Enttäuschung, wenn er ausblieb. Manchmal wurden Briefe wechselseitig gelesen. Von den meisten Absendern existieren wohl nur noch diese Briefe, weil sie selbst im Krieg ihr Leben verloren. Was diese Menschen erlebten, ist unvorstellbar grausam und unmenschlich. In der Regel waren Frauen die Empfänger. Sie bekamen gewissermaßen gefilterte Informationen, während Briefe, die an Männer gerichtet waren, den Kriegsalltag deutlicher zum Ausdruck brachten.

Die Briefe sind Zeugnis der Person und persönliche Dokumente der Beziehung, die durch den gewaltsamen Tod nicht auf natürliche Weise beendet wurde. Auch die Inhalte geben Anlass, das Gedenken auf besondere Weise zu bewahren.

Vieles ist schon verloren gegangen oder achtlos entsorgt worden. Die umfangreichsten Sammlungen befinden sich in in- und ausländischen Archiven. Etliche wissenschaftliche Publikationen sind auf der Grundlage dieser Sammlungen entstanden. Fakt ist, dass die Stimme der Kriegsgeneration er stirbt. Die hinterlassenen Briefe sind die einzigen Zeugnisse, die den O-Ton jener Zeit wiedergeben. Auch die einfachen Soldaten haben Spuren im Räderwerk der Geschichte hinterlassen. Anhand derer lassen sich Ereignisse des Krieges und ihre subjektive Wahrnehmung nachzeichnen. Zunächst waren es Volkskundler, die Feldpost zusammentrugen und archivierten. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts geriet sie in das Blickfeld der Forschung. Feldpostbriefe sind Zeitzeugnisse. Sie erlauben uns einen Einblick in Umstände, die viele andere Menschen in jener Zeit ähnlich erlebten. Wir lernen diejenigen kennen, die unsere Geschichte mit ihren Geschichten gestaltet haben. Feldpostbriefe haben eine eigene Faszination, stehen sie doch an einem Schnittpunkt von sehr persönlichen und privaten Erlebnissen und Erfahrungen mit weltgeschichtlichen Ereignissen.²



Abb. 2: Sondermarke von 1944 „Feldpost im Osten“: Feldpostbeamter mit Postbeutel, im Hintergrund ein Bus der Kraftpost.

Mit der „Bismarck“ auf großer Fahrt

Karl Maier, Jahrgang 1919, vom Einet, gelernter Schlosser und Fähnleinführer, meldete sich freiwillig zur Kriegsmarine. Seine Ausbildung begann im April 1940 an der Ostsee, vermutlich auf dem ehemaligen KdF-Kreuzfahrtschiff „Wilhelm Gustloff“. Zur Schulung auf dem neuen gewaltigen Schlachtschiff „Bismarck“ wird er Anfang August in die Hansestadt Hamburg abkommandiert. Militärische oder marinetechnische Einzelheiten erfährt der Leser nicht. Aus seinen Zeilen spricht eine große Portion Stolz und Begeisterung. Er war mitverantwortlich für die riesigen Maschinen. Ein einfacher Kinzigtärer Bursche wurde in einem strengen Auswahlverfahren bei der Marine angenommen. Es gefällt ihm rundherum: die Hafenstadt mit ihren Vergnügungs- und Freizeitmöglichkeiten, das kulturelle Angebot, die Mädels, die gute Verpflegung, der großzügige Sold (bei Feindfahrt 180 RM monatlich) usw. Von seinem Überfluss schickt er Geld, Lebensmittel- und



Abb. 3: Maschinengefreiter
Karl Maier



Abb. 4: Flotten-Kriegsabzeichen

Seifenkarten nach Hause. Seine Familie wird die Unterstützung gerne angenommen haben. Trotz des strengen Dienstes kommt er sich verwöhnt vor. Dass die Hansestadt bereits Schäden durch britische Luftangriffe hinnehmen musste, spielt er herunter. Die Matrosen brennen auf die Indienststellung des gigantischen Kriegsschiffes mit seinen 2000 Mann Besatzung. Der Maschinengefreite Maier schwärmt von bester deutscher Qualitätsarbeit und dass man endlich die gewaltigen Waffen einsetzen und zeigen will, was man drauf hat. Ende September ist es dann soweit. Die Partei hat zu einer rauschenden Verabschiedung ins „Haus der Deutschen Arbeit“ geladen. Am Tag darauf läuft die „Bismarck“ aus, Mannschaften und Offiziere sind an Oberdeck angetreten. Ganz Hamburg ist auf den Beinen, gibt Geleit, staunt und jubelt. Vorbei geht es elbabwärts an dem schönen Villenviertel Blankenese, hinaus auf den rauen Atlantik. Die Reichskriegsflagge flattert am Heck, die riesigen Maschinen heulen, der Schiffskörper vibriert, das Wasser rauscht und die Schaumwogen und Wellenberge haben ein gewaltiges Ausmaß.

Ein letztes Mal kommt der stolze Marinesoldat auf Urlaub. Es muss um die Jahreswende 1940/41 gewesen sein. Bereits auf der Rückfahrt hat er den schmackhaften Speck und die Wurst verputzt. Mit Bedauern kommentiert er den Tod des ersten Steinachters an der Westfront, wünscht aber zwei Bekannte zum Militär. Für Päckchen bedankt er sich bei seinem Arbeitgeber und der örtlichen NS-Volkswohlfahrt. Die Angehörigen erfahren in seinen letzten Briefen im März und April 1941 von Luftangriffen und dass etwas bevorstehe. Mit trüben Gedanken will der Sohn seinen Eltern das bevorstehende Osterfest nicht verderben. Aus seinen Zeilen spricht Zuversicht und Trost, wenn er den Einsatz im Atlantik erfolgreich voraussieht.

Bis zum Untergang der „Bismarck“ am 27. Mai 1941 hatte das Schlachtschiff die „Hood“ versenkt und die „King George“ beschädigt. Der Flottenchef funkte: „Schiff manövrierunfähig. Wir kämpfen bis zur letzten Granate. Es lebe der Führer!“ Karl Maier fand mit der Mehrzahl der Besatzung den Seetod, ungefähr 1000 km westlich von Brest. Posthum erhielten seine Eltern eine Urkunde und das Flotten-Kriegsabzeichen.

Gefallen für Führer, Volk und Vaterland

Maria und Hermann Schwörer von Schwenden haben in der Zeit der langen Trennung mit 66 Briefen eine emotionale Brücke zwischen Heimat und Front aufrechterhalten. Oft wurde die Post zur besseren Kontrolle durchnummeriert. Tage und Wochen waren ihre vergilbten Briefe oft unterwegs, und wenn sie diese endlich in Händen hielten, wussten sie nicht, ob der andere noch am Leben war. Zwischen den Eheleuten lagen nicht nur Tausende von Kilometern, sondern der Wahnsinn des Zweiten Weltkrieges. Maria lebte mit den kleinen Kindern Erich und Herbert und dem kranken Schwiegervater in dem landwirtschaftlichen Anwesen in Schwenden. Ihr Ehemann, der Obergefreite Hermann Schwörer, hatte den Frankreichfeldzug hinter sich und war jetzt bei einem Baubataillon in Russland eingesetzt. Ehen in der Kriegs- und Nachkriegszeit waren dazu verdammt, Ehen für lange Zeit auf Papier zu sein. Der gemeine Soldat konnte, je nach Frontlage, bis zu 24 Monate auf Urlaub warten müssen. So wurde der postalische Austausch zur Brücke zwischen den zerrissenen Familien, zum starken Band zwischen den Eheleuten. Immer wieder bestätigten sie sich ihre Liebe zueinander, auch wenn sie durch viel Leid voneinander getrennt waren. Sie machten sich Mut und Hoffnung auf eine friedvolle Zukunft, wo sie wieder vereint sein könnten. Häufig appellierte Hermann an sein „Schätzle“, die Treue zu halten, so wie er das auch tat. Also, so ganz sicher konnten sich die Liebenden wohl nicht sein, den Partner nicht zu verlieren. Die Umstände waren wohl für beide eine starke Prüfung. Kriegsteilnehmer haben bestätigt, dass ihr starker Glaube in belastenden Situationen ihnen Kraftspender war, an der Front und in Gefangenschaft. Maria und Hermann vertrauten auf Gott und die Macht ihrer Gebete, die eben in spiritueller Weise eine weitere Verbindung zueinander schufen. Sie konnten auf einer zweiten Ebene miteinander „kommunizieren“. Und das ohne Einflüsse des Krieges. Die Briefe offenbarten Ausweglosigkeit und Ohnmacht, aber auch immer wieder Hoffnung und Sehnsucht nach den „Tagen des Glückes“ in der Heimat.

Das Medium Brief erlaubte trotz der räumlichen Trennung, dass der Mann weiter an der Erörterung von Familienangelegenheiten beteiligt blieb. Dazu muss man wissen, dass Hermann Schwörer, als er starb, schon viereinhalb Jahre im Feld gestanden hatte und seine Frau und Mutter wichtige Entscheidungen weitgehend alleine treffen musste. Landwirtschaft und



Abb. 5: Kubanschild

Familie lagen in ihrer Verantwortung. Der Ehemann und Vater war allenfalls Berater, wenn er z. B. im Januar 1944 an seinen achtjährigen Sohn Erich schrieb, er solle auf seinen jüngeren Bruder Herbert achtgeben, in der Schule lernen, der Mama folgen und mit dem Rest der Familie gut auskommen.

Waren die Briefe an die Frauen in der Familie gerichtet, dann wurden die Schrecken und die Gewalt ausgeblendet. Allenfalls Andeutungen erlaubte sich der Absender oder es wurde auf die Wehrmachtsberichte verwiesen. Die Angehörigen sollten nicht unnötig in Sorge leben müssen. Häufige Wendungen lauteten: „... bin noch gesund.“, „... sind die schweren Tage vorbei.“, „... es ist ein bitterer, ein blutiger Krieg.“, „... von allen Seiten ist man bedroht.“, „... Ihr könnt es Euch nicht vorstellen.“, „... die Gefahr steht einem vor Augen.“, „... habe schon Schweres erlebt.“, „Hier wird man reif zum Sterben.“ Der Pionier Hermann Schwörer fiel durch einen Herzschuss im Waldkampf zwischen Luga und Pleskau am 8.2.1944, nachmittags um drei Uhr.

In Gottes Namen ...

Im Herbst 1944 wurde der Gefreite und Jungbauernführer Gustav Dold von Schwenden ein Opfer der schweren Rückzugskämpfe in Raumaskalni/Lettland im Nordabschnitt. Im Alter von 38 Jahren hinterließ er eine Familie mit zwei kleinen Kindern und eine Landwirtschaft. Zuvor sollte er das Amt des Ortsbauernführers vom Bürgermeister und Stellvertreter des Ortsgruppenleiters übernehmen. Er weigerte sich mit der Begründung, nicht Handlanger der Partei sein und bei den Bauern ständig Abgaben eintreiben zu wollen. Kurz darauf erhielt er den Stellungsbefehl.

Aus seiner Korrespondenz spricht eine tiefe Religiosität, wie überhaupt in der Endphase des Dritten Reiches die Hinwendung zu Gott zugenommen hat. Während eines Lazarettaufenthaltes im Sommer 1944 besuchte er einen Gottesdienst in Königsberg und empfing die heiligen Sakramente. Jetzt sei er wieder ruhiger und der Glaube gebe ihm Trost, ließ er seine Familie wissen. Angesichts des bevorstehenden kirchlichen Feiertages „Maria Himmelfahrt“ wolle er sich und seine Angehörigen ihrem Schutz besonders anempfehlen. Und wenige Zeilen weiter verließ Dold der Hoffnung Ausdruck, die „Himmelskönigin“ möge den Frieden auf die Welt bringen. Und wenn er in Gedanken bei seinen Kindern weile, dann stelle er sich vor, der Herrgott möge ihnen zuliebe den Vater in Urlaub fahren lassen. Gustav Dold hat seine badische Heimat nicht wieder gesehen. Kurz nach der Genesung kam ein letzter Brief, ein letztes Le-

benszeichen von der Front. In einer kurzen Schilderung erfahren wir etwas über die Lage: Angriff auf die Höhenstellungen der Partisanen. Deutlich tritt die Angst, aber auch eine Todesahnung vor dem Einsatz hervor, wenn er fortfährt: „... ich bin gefasst, komme was wolle ... sollte mein Ende bestimmt sein, dann verzagt nicht ... Ich gebe mein Leben für Euch und die Heimat.“ Er schließt mit der Bemerkung: „Mit jeder Faser meines Herzens hänge ich am Leben.“ Was müssen das für harte und blutige Gefechte gewesen sein.

Die Möglichkeit des eigenen Todes blieb ständig präsent. Man musste die Feldpostbriefe als Lebenszeichen sehen, die dem Partner zeigten, dass man zum Zeitpunkt des Schreibens noch am Leben war. Gleichzeitig war jeder Brief ein potenzieller Abschiedsbrief, da man nie wusste, wann und unter welchen Umständen einen der Tod ereilte.

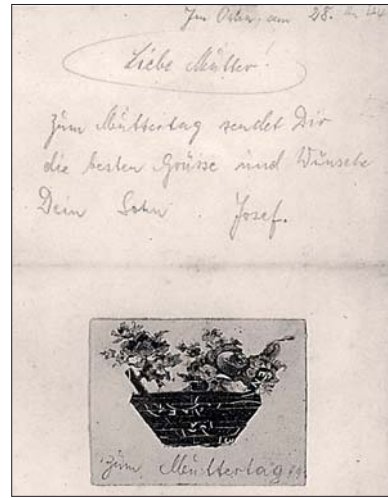


Abb. 6: Muttertagsgrüße von der Front

Glückwünsche zum Muttertag

Der zwanzigjährige Josef Keller aus Mühlenbach, Gefreiter der Infanterie, schickte 1944 diesen selbstgebastelten Blumengruß an seine Mutter. (Das Körbchen war aus Papierstreifen geflochten und aufgeklebt. Die Blumen waren mit Buntstiften hineingemalt; s. **Abb. 6.**), Drei Monate später verlor sich seine Spur in den heftigen Rückzugskämpfen im Raum Bobriusk im Mittelabschnitt. Alle Nachforschungen der Eltern blieben erfolglos.

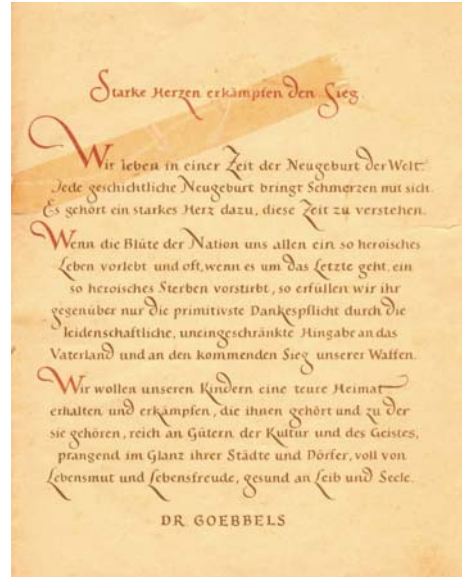
Mit den nachfolgenden Glückwünschen zum nationalen Ehrentag der Mütter (s. **Abb. 7** auf der Folgeseite) versuchte die NSDAP die Frauen, die um ihre Söhne, Männer und Väter trauerten, auf Kurs zu halten. Die Alten erzählen, dass es bisweilen heftige Szenen gab, wenn ein Parteifunktionär in Uniform solche Glückwunschartikeln überbrachte.

Von Bruder zu Bruder

Am 1. April 1942 beantwortete der Wagnermeister Willi Brucker vom Dorfbach, geboren 1910, einen Feldpostbrief seines jüngeren Bruders Franz. Willi Brucker gehörte zu einer Werfergruppe der 101. leichten Division. Die Männer lagen in einem zerschossenen Kolchos. Seine Wache war gerade zu Ende. Es war ein kalter „Sautag“. Franz Brucker war Angehöriger der 125. badisch-württembergischen Infanteriedivision. Vermut-



Abb. 7: Muttertagsgrüße der Partei



lich erreichte ihn die Nachricht im Raum Taganrog am Asowschen Meer in der Winterstellung. Bemerkenswert ist die Textstelle, wo der Absender sich ungeschminkt darüber Gedanken macht, wie das Ergebnis ausfallen würde, wenn er sich „eine Hand, einen Finger oder einen Fuß“ kontrolliert erfrieren lassen würde. Mit leichten Erfrierungen hatte er schon Erfahrung. Hätte die Zensur mitgelesen, wäre Brucker wegen Wehrkraftzersetzung vom Divisionsgericht abgeurteilt worden. In ähnlichen Fällen lautete das Urteil: Degradierung, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte für eine begrenzte Zeit und Bewährung in einem Strafbataillon. Hinter seinen Überlegungen steckte der Wunsch, dem grausamen Krieg im Osten zu entkommen. Eine Verwendung im Reich auf einem weniger gefährlichen Posten, das wäre so nach seinem Geschmack gewesen. Am Ende setzte sich dann aber die Einsicht durch, dass der Verlust einer Hand, eines Fingers oder eines Fußes den Ruin des restlichen Lebens bedeutet hätte, war er doch Handwerker. Beide Brüder kehrten nach Jahren aus russischen Lagern heim.

Traurige Gewissheit – Heldentod im Ingermanland

Drei Monate nach dem Tod von Hermann Schwörer schilderte sein Kamerad Schreinermeister Franz Neumaier der Witwe, wie er die Umstände selbst erlebt hatte. Schwörer, Neumaier und Vogt vom Unterdorf waren bis 1943 Teil der Kaukasustruppen



Abb. 8: Zum frommen Gedenken

im selben Baubataillon. Im Februar 1944 operierten sie dagegen im Nordabschnitt. Vom 7. auf den 8. Februar wurden die drei Steinacher zur Sicherung mit 37 weiteren Pionieren bei einer anderen Einheit eingesetzt. Um vier Uhr in der Früh trafen sie auf den Feind zwischen Luga und Pleskau. Sofort begann ein wilder Waldkampf an einem Berghang. Die Deutschen hatten keine Chance, sich ein Loch zu graben. Alles war tiefgefroren. Sie drückten sich auf den Schnee. Fünf Meter neben Neumaier schied Schwörer durch einen Herzschuss still aus seinem jungen Leben. Es war nachmittags um drei Uhr, es dämmerte bereits. Eine halbe Stunde später fiel Vogt durch einen Kopfschuss. Erst drei Tage später kamen die Überlebenden aus der Einkesselung heraus und wurden abgelöst. Die Verluste waren hoch. Weder die Gefallenen noch die persönlichen Dinge konnten geborgen werden. Vielleicht war es für die Hinterbliebenen Trost zu wissen, dass ihr Hermann nicht leiden musste und eben die ganzen Umstände bekannt waren. Neumaier teilte den Schmerz mit der Witwe und Mutter und er offenbarte, dass er oft an seine toten Kameraden dachte, waren sie doch viereinhalb Jahre durch Dick und Dünn marschiert.

Post von der Heimatfront

Wie schon in der Einleitung erwähnt, legten die Nationalsozialisten großen Wert auf die postalische Brücke zwischen der

Heimat und der Front. In Steinach kümmerten sich der Gemeinderechner W. Korhummel in der Funktion des Ortswalters der NS-Volkswohlfahrt und seine Tochter Elisabeth um die Abwicklung der staatlich erwünschten „Sozialhilfe“. Die meisten Briefe stammen aus den Kriegsjahren 1941 und 1942. Es wurden aber nicht nur Briefe hin-und hergeschickt, sondern auch Weihnachtspäckchen und Glückwunschtelegramme. Für den Inhalt in den Päckchen sorgten die Mädchen vom BDM und die NS-Frauenschaft. Es wurde gesammelt, gebacken, eingekocht, gestrickt, gebastelt und genäht. Zur Verfügung stand der neue Kochsaal neben dem Rathaus. Immer wieder wurde die Bevölkerung an ihr Spendenopfer erinnert. Die Liebesgaben aus dem Kinzigtal kamen bei den Soldaten gut an. In ihren Dankadressen brachten sie zum Ausdruck, wie sehr die Verbundenheit und das Gedenken der Heimat für sie eine Stütze sei. Und, was von ihnen an dieser Stelle sicher nicht erwartet wurde, fügten sie noch hinzu: sie wollten den Ruf des Führers abwarten und gleich, was das Schicksal bringen sollte, wollten sie sich für Volk und Vaterland bis zum Sieg einsetzen.

Die Ideologie war auf fruchtbaren Boden gefallen. Kritische Bemerkungen oder Klagen sucht man in diesen Ego-Dokumenten vergeblich. Ganz im Gegenteil: ein W. Dold, Jahrgang 1910, schrieb Anfang 1942 aus dem Süden von Russland: „... Der Kampf, den wir heute führen, steht einzig da in der Geschichte. ... wo ein Sieg den anderen ablöst, jeder ist vom besten Soldaten der Welt erfochten ... der deutsche Soldat hat ihnen, [den] Nachkommen, die Freiheit erkämpft und somit den Platz unter der Sonne gesichert ... Der Krieg wurde uns ja aufgezwungen ... Am 22. Juni 41 begann ein Kampf zwischen zwei Weltanschauungen, zwischen Sozialismus und Bolschewismus, die immer Todfeinde waren. Wehe wenn diese Banden in Deutschland eingefallen wären. Doch es ist der russischen Dampfwalze nicht gelungen, Deutschland niederzuwalzen, ...“ In diesem Stil geht es weiter und dann singt der Verfasser noch ein Hohelied auf die weinselige Besatzungszeit in Frankreich. Obgleich die militärische Lage 1942 im Osten alles andere als rosig war, kamen folgende Stimmen von dort: „... ein baldiger Endsieg ist nicht unbegründet ... unter den Kameraden herrscht ein grenzenloses Vertrauen in den Führer ...“ „... Wäre uns der Wettergott freundlicher gesinnt gewesen in den letzten anderthalb Monaten, wäre der Feldzug bestimmt schon beendet.“ „... Bei Stalingrad bebt es ... gewaltig, aber auch hier werden wir siegen, denn wir müssen. Wenn Stalingrad in unserer Hand ist, hat der Russe endgültig verspielt.“

„Wenn einmal die Glocken Großdeutschlands den Sieg verkünden, dann sind wir Soldaten nicht mehr lange der Heimat fern.“ „... dass es uns gelingt im Süden vor Einbruch des Winters fertig zu werden ...“ In dieser Phase des Krieges haben selbst wenige hohe Offiziere das Scheitern des Ostfeldzuges erkannt und auch zur Sprache gebracht. Der einfache Soldat konnte den Einblick in die militärische Gesamtlage nicht haben bzw. die Propaganda hat ihn fehlgeleitet.

Klatsch und Tratsch

Offensichtlich waren die Befindlichkeiten des Steinacher Ortsgruppenleiters, Bürgermeister-Stellvertreters und Sanitäts-Unteroffiziers Josef Moser von gesteigertem Interesse. Bis in die Schützengräben in der Sowjetunion hatte es sich herumgesprochen, dass er sich häufig auf Urlaub befand, während der gemeine Landser, trotz hartem Fronteinsatz, bis zu vierundzwanzig Monate auf den Urlaubsschein warten musste. Aus den Presseberichten des Kinzigtäler Anzeigers kann man erkennen, dass er ab Mitte 1941 bei Veranstaltungen der Partei kaum noch in Erscheinung tritt. Mit Missgunst und Hämie wurde Mosers Stellung als Leiter der Abteilung „Elektrische-Medizin-Massage-Heilgymnastik“ im Standortlazarett Tübingen kommentiert. Dort war er unersetzlich und daher unabhörmlich für die Front. Im Dritten Reich war es kein Einzelfall, dass sich Funktionsträger mithilfe der Partei aus der Schusslinie brachten und noch ihrem Beruf nachgehen konnten.

Ins Gespräch brachten sich auch Soldatenfrauen, deren wirtschaftliche Situation sich verschlechterte, weil ihre Männer im Felde standen. Sie beschwerten sich dann lautstark bei den Angestellten auf dem Rathaus, was ein Briefschreiber so kommentierte: „... den Russenweibern haben wir mehr Respekt beigebracht.“ Tatsächlich ist es belegt, dass Zahlungen, die für eine Soldatenfrau und Mutter bestimmt waren, auf dem Amt unterschlagen wurden. Gelegentlich wurde der Gemeinderechner bei der Berechnung der Unterstützung für die Ehefrauen um Hilfe gebeten. „Denn wenn man als Soldat seine Pflicht tut, dann sollte man auch als Mensch behandelt werden“, begründete das ein Bittsteller.

Neuigkeiten über Steinacher Wehrmachtsangehörige waren ein wichtiges Thema: Wer hatte wen wo getroffen, von wem gab es Feldpost, wer hatte das Glück auf Urlaub zu sein, wer war gerade im Lazarett oder welche Kameraden sind heil aus einem Gefecht herausgekommen. Es war nicht ungewöhnlich, wenn

ein paar Männer aus dem gleichen Dorf in demselben Großverband dienten. In der 25. Infanteriedivision waren zeitweise sechs Steinacher. Das musste aber nicht heißen, dass sie auch aufeinander getroffen sind. Einen tragischen Fall schilderte der Sanitäts-Feldwebel E. Baumann aus dem Mittelabschnitt: Vom 26. auf den 27. Januar 1942 ging K. Gut, der damalige Adlerwirt, verloren. Vermutlich ist er in einem heftigen Schneesturm bei -35°C erfroren und vom Schnee zugedeckt worden. Er konnte nicht wieder gefunden werden. In jener Nacht hat sich Baumann mit einem Nordracher durchgeschlagen und durchgehungert. Ende des Krieges blieb er im Raum München vermisst. Kaum glaubhaft erscheint, was er an anderer Stelle erzählt haben soll: Über Weihnachten 1941 hätte er Heimaturlaub haben können, was er ablehnte und was in seiner Umgebung ungläubiges Staunen verursachte. Er habe sich in den Kopf gesetzt, so lange in Russland zu bleiben, bis der Feind endgültig geschlagen sei oder als Soldat zu sterben, aber niemals in die Hände der sibirischen Mordbanditen zu fallen, was gleichfalls Tod bedeutete. Zeitzeugen bestätigen, dass SA-Mann E. Baumann ein überzeugter Nationalsozialist war.

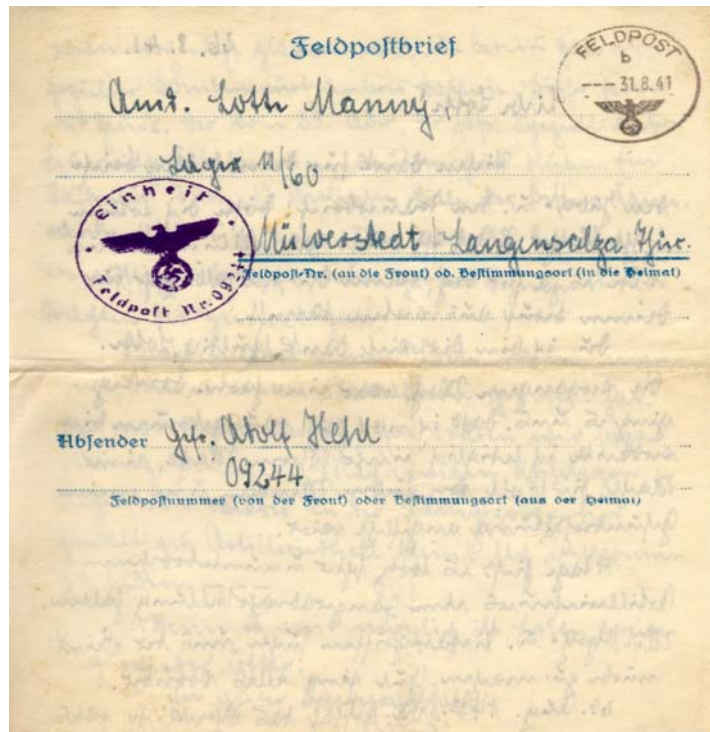


Abb. 9: Feldpostbrief

Das gewaltsame Ende einer Liebesbeziehung

Aus den letzten Wochen des Krieges sind wenige Briefe erhalten geblieben, die eine junge Frau aus dem Kreis Calw an den Steinacher Stabsgefreiten B. Obert richtete. Er befand sich zu der Zeit mit der 25. ID in Abwehrkämpfen im Großraum der Reichshauptstadt. Noch kurz vor Kriegsende wurde die Geliebte ein Opfer militärischer Handlungen. Der Krieg war also auch schon im Nordschwarzwald angekommen, wenn sie schreibt, in ihrem Geschäft würden Spenden für einen großzügigen Verkauf an Fliegergeschädigte hergerichtet. Der Opfergeist der Menschen war groß. Da hätten sie es noch gut, gemessen an anderen Familien, maßregelte sie ihre Mutter, wenn die mal wieder über den Kriegsalltag jammerte. An anderer Stelle beklagte die Absenderin den Verlust ihrer beider schönsten Jugendjahre und dass ihre gegenseitige Sehnsucht keine Linderung finden könne. Worte des Trostes wurden gleich hinterhergeschickt.

Anmerkungen

- 1 [http://de.wikipedia.org/wiki/ Deutsche_Feldpost_im_Zweiten_Weltkrieg](http://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche_Feldpost_im_Zweiten_Weltkrieg)
- 2 [www.feldpost – archiv.de](http://www.feldpost-archiv.de)

Quellen

- de.wikipedia.org/wiki/Kubanschild/Flotten-Kriegsabzeichen
 Gabriele Zander (Hrsg.), *Meine Seele sucht Dich, Liebesbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg zwischen Heimat und Ostfront*, Aquensis Verlag, Baden-Baden, 2010
 Jens Ebert (Hrsg.), *Feldpostbriefe aus Stalingrad, November 1942 bis Januar 1943*, Deutscher Taschenbuch Verlag, München, 2009
 Clemens Schwender, *Liebesdiskurse in Feldpostbriefen aus dem Zweiten Weltkrieg*, Feldpost Werkstatt, 2000
 Anzeiger vom Kinzigtal, Jahrgänge 1933–1945, Stadtarchiv Haslach i./K. (StA)
 Gemeinderatsprotokolle 3.4.32–26.9.35, C VIII, Gemeindearchiv Steinach (GAS)
 Dokumente, Fotos, militärische Auszeichnungen aus Privatbesitz: Egon Maier (Einert), Erich Schwörer (Schwenden)
 Korrespondenz aus Privatbesitz: Hildegard Brucker (Welschensteinacherstraße), Gustav Dold (Schwenden), Hermann Keller (Kirchgrün), Egon Maier (Einert), Bernhard Obert (Unterdorf), Erich Schwörer (Schwenden), Margarete Sum (Welschensteinacherstraße)

Abkürzungen

- OKH = Oberkommando des Heeres
 NSV = National Sozialistische Volkswohlfahrt
 KdF = Kraft durch Freude
 RM = Reichsmark

NSDAP = National Sozialistische Deutsche Arbeiter Partei
BDM = Bund Deutscher Mädchen
ID = Infanterie Division

Erläuterungen

Der **Kubanschild** war ein Kampfabzeichen der Wehrmacht. Er wurde von A. Hitler gestiftet und an die Soldaten verliehen, die an den Kämpfen am Kubanbrückenkopf im Zeitraum 1.2. bis 9.10.1943 zu Lande, in der Luft oder zu Wasser beteiligt waren.

Das **Flotten-Kriegsabzeichen** wurde vom Oberbefehlshaber der Kriegsmarine gestiftet. Es konnte an alle Besatzungsmitglieder, einschließlich der im Kampf gefallenen oder verstorbenen Soldaten der eingesetzten Schlachtschiffe und Kreuzer verliehen werden.